

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 121 Bromberg, den 28. Mai 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Passauer Kunst."

Unterdessen hatte sich östlich der belagerten Stadt, in der Talmulde zwischen dem Galgenberg und den Weinbergen, ein lebhaftes Treiben entwickelt.

Schon längst, bevor die Armee des Pfalzgrafen an ihrem neuen Lagerplatz angekommen war, hatte dort der Generalquartiermeister die Räume für die einzelnen Regimenter abstecken und große Vorräte von Holz und Stroh bereitstellen lassen. Eine breite, durch grüne Zweige bezeichnete Gasse trennte den für die Truppen bestimmten Raum von dem Lärmplatz, wo sich nach dem Einrücken der Armee die Marketender und der Troß niederlassen durften.

Während die Regimenter in bester Ordnung in das neue Lager einrückten, stand einige hundert Meter entfernt ein ungeheurer Haufe von Menschen, Tieren und Wagen. Es war der große Troß der Armee, — Tausende von Soldatenfrauen, Dirnen, Troßbuben und Kindern mit ihrer Bagage, die ungeduldig auf das Signal harrten, das auch ihnen den Zutritt zum Lager erlaubte. Nur mit Mühe und mit den gröbsten Mitteln hielt der Troßweibel mit seinen Knechten das wilde Gesindel noch im Zaum.

Von den Soldaten des Generals von Königsmark, deren Lager weiter südlich lag, hatte sich eine große Anzahl als müßige Zuschauer bei diesem Haufen eingefunden. Es waren zumeist Reiter, denn die Infanterie lag vorne an der Front in den Belagerungswerken. Diese Dragoner oder Kürassiere erregten bei dem Weibertroß der neuangekommenen Truppen durch ihr Äußeres nicht geringes Aufsehen, weil sie mit kostbaren Kleidungsstücken, prächtigen Waffen und Schmuck — ihrer bei der Eroberung der Kleinseite gemachten Beute — in lächerlicher Weise überladen waren. — Nicht umsonst hatte der Troßweibel der pfalzgräflichen Armee die schönsten Dirnen des Trosses in seine Nähe befohlen, denn die Königsmarkschen Reiter umschlichen die Frauenzimmer wie beutegierige Wölfe. Obwohl bei ihrer eigenen Armee wahrlich kein Mangel an Frauen und Mädchen herrschte, waren sie doch nach neuen Liebesabenteuern lüstern.

„Ei, ihr Milchmäuler dort!" rief ein ältliches, mageres Soldatenweib zu ihnen hinüber. „Seid ihr etwa auch Soldaten? Komm mal her, du kleiner Blonder! Ja, dich mein' ich, mit dem feinen Spitzenkräglein! Ich brauch' grad eine Kindsmagd für meine Würmer. Dazu taugst du am Ende noch!"

Ein Regen von Schimpfworten kam als Antwort von den Soldaten zurück. Die anderen Weiber standen ihrer Kameradin bei und gaben noch derbere heraus.

In diesem Augenblick erschollen laute Trompetensignale, als Zeichen, daß nun auch der Troß das Lager beziehen durfte, und die Menschenmasse drängte sich sofort ungestüm vorwärts. —

Tausend und abertausend fleißige Hände regten sich bald auf dem neuen Lagerplatz. In allen Sprachen Europas schwirrten Befehle und Zurufe durcheinander, denn dieses schwedische Heer bestand nur zum geringsten Teile aus Skandinaviern. Deutsche, Engländer, Schotten und Holländer waren in der Mehrzahl; aber auch an Spaniern, Italienern, Franzosen und Slawen aller Stämme — meist Deserteure von den Kaiserlichen — fehlte es nicht. Und die unabsehbare Zahl von Weibern, Marketendern und Troßbuben war ebenso bunt zusammengewürfelt.

In wenigen Stunden war eine Stadt von Zelten, Bretterverschlägen und Strohhütten aus dem Boden gewachsen, durchzogen von regelmäßigen Straßen und genau geordnet nach Regimentern, Eskadrons und Kompanien. Stabszelte, Kanzleien, Depots, Werkstätten jeder Art, Schulen für die Soldatenkinder, — alles hatte seinen vorgeschriebenen Platz erhalten.

Auch auf dem Lärmplatz hatte man sich eingerichtet. Alles, was nicht fest zur Armee gehörte, fand dort sein Unterkommen: Händler, Garküchen, Spielzelte, Kneipen, Wunderdoktoren, Gaukler, Zigeuner und unzählige Bettler und Krüppel, die durch kleine, niedrige Dienste bei den gemeinen Soldaten ihr Leben fristeten. Und zu dem Gesindel, das schon seit Wochen dem Marsch der pfalzgräflichen Armee gefolgt war, kam noch solches aus dem Königsmarkschen Lager herüber, um auch einmal bei den neu angekommenen Truppen sein Heil zu versuchen.

Die Dämmerung sank schon herab, als man die Arbeiten im Truppenlager für heute ruhen ließ. Desto lebhafter wurde es nun auf dem Lärmplatz. Der schöne, milde Herbstabend lockte die meisten Soldaten, trotz der Mühen dieses Tages, mit ihren Frauen und Dirnen noch ein Weilchen bei Tanz, Spiel und Musik oder bei irgendwelchen Gaukeleien zu verbringen. Auch von dem Königsmarkschen Lager waren Offiziere mit ihren Damen herübergekommen, um sich das bunte Treiben bei der großen pfalzgräflichen Armee anzusehen.

Auf einem der freien Plätze drängten sich besonders viele Menschen zusammen. Hier gab es etwas Neues zu sehen, denn die junge Gauklerin, die da ihre Künste trieb, war aus dem Nachbarlager herübergekommen.

Es war ein Mädchen, ein halbes Kind noch, von höchstens fünfzehn Jahren. Selbst in dem bunten Völkergemisch dieses Lagers war ihr Äußeres auffallend: ihre mittelgroße Gestalt war mager, aber wohlgebildet. Die makellose Haut hatte die gelbliche Farbe des Elfenbeins. Das schmale Gesichtchen wurde völlig von den übergroßen, kohlschwarzen Augen beherrscht. Das Seltsamste an diesem Wesen aber war das dichte und lockige, bis auf die Schultern fallende Haar. Es war von einem fast unnatürlich und phantastisch wirkenden Kupferrot und glich, als jetzt die Strahlen der Abendsonne darauffielen, blankgeputztem Metall.

Was die rohe Soldateska an den Platz fesselte, war aber wohl nicht so sehr die eigenartige Schönheit dieses Kindes, als die Vorbereitungen zu seinen Gaukeleien. Das Mädchen entnahm einem Leinwandbeutel dreizehn blitzende Waffen — Dolche und kurze Schwerter — und steckte sie in gewissen Abständen, die es sehr sorgfältig abmaß, mit den Griffen in die Erde, so daß die Spitzen bedrohlich zum Him-

mel starrten. Als die Gauklerin mit diesen Vorbereitungen fertig war, warf sie ihr rotes, verblichenes Röckchen ab, so daß nur noch ein kurzärmeliges Hemd und ein Samthöschen, wie es die Akrobaten zu tragen pflegen, ihre ganze Bekleidung bildeten. Dann klatschten sie dreimal in die Hände, um den Anfang ihrer Vorstellung anzuzeigen.

Langsam umkreiste sie einmal die aufgepflanzten blanken Waffen und schritt dann kreuz und quer zwischen ihnen hindurch. Aus dem Schreiten wurde ein Tanzen, dann ein tolles Wirbeln mit hohen Luftsprüngen. Stets schien sie mitten in die scharfen Waffen zu springen. Aber wenn ihre nackten Sohlen die drohenden Spitzen schon fast berührten, gelang es ihr, durch ein schnelles Ausweichen der Füße der Gefahr zu entgehen.

In atemloser Spannung verfolgten die Zuschauer dieses verwegene Spiel. Doch nun wurde es noch tollkühner: die Gauklerin durchquerte den gefährlichen Raum wie ein hindurchrollendes Rad, in dem ihre Arme und Beine die Speichen zu bilden schienen. Dann sprang sie hoch empor, ließ sich, den Kopf nach unten, wieder auf die Erde zurückfallen, so daß sie nun zwischen den Waffen auf den Händen stand. Und wie sie zu Anfang nur mit den Füßen in die Spitzen zu stürzen schien, so waren es bei diesen Sprüngen Kopf und Brust, die stets im letzten Augenblick durch eine gewandte Drehung der tödlichen Durchbohrung entgingen.

Und dann erfolgte der grauenerregende Schluß dieses tollen Spieles: Die Gauklerin trat ein paar Meter zurück, nahm einen Anlauf und sprang mit einem mächtigen Satze ab, sich gleichsam mit dem ganzen Leib in die Waffen stürzend. Waagerecht sauste der Körper durch die Luft und senkte sich auf die Spitzen herab.

Die Weiber kreischten vor Schreck laut auf, und selbst die Soldaten stießen Schreckensrufe aus. Dann ging es wie ein Aufatmen durch die Menge: Das Mädchen hatte, dicht über den Spitzen dahinschwebend, kurz hinter den letzten Dolchen den Boden erreicht, überschlug sich in einem Purzelbaum und stand gleich darauf jenseits der emporstarrenden Waffen unverletzt auf beiden Füßen.

Ein rasender Beifall belohnte sie. Doch kein Lächeln verzog ihre Miene. Mit unbeweglich ernstem Gesicht sagte sie schnell und fast ausdruckslos ein Sprüchlein her:

„Kein Stahl und Eisen mich anficht,
Sind auch Speer und Schwerter auf mich gericht!
Die ich hart gemacht und gefroren gut,
Täten ziehn in die Schlacht mit großem Mut.
Drum zaudert nicht, ihr Christenleut,
Wann meine Kunst euch Hilfe beut.
Fest mach ich jeden an allem End',
Wer es begehrt, — sprech' Amen behend'."

Da sie beim Hersagen dieser ungelenken Verse noch nach Atem rang, waren ihre Worte nur den Nächststehenden verständlich. Aber jedermann im Lager wußte auch ohne eine Erklärung, worum es sich hier handelte. Kein Aberglauben war damals so verbreitet, wie der an die „Passauer Kunst". Was konnte es auch für einen Soldaten Begehrenswerteres geben, als das Bewußtsein, gegen die feindlichen Waffen „fest" und „gefroren" zu sein.

Die akrobatische Vorstellung des Mädchens war nur die Einleitung zu seinem eigentlichen Geschäft gewesen, — dem Handel mit den wunderwirkenden Amuletten, durch den es sein Leben fristete.

Schon drängten sich ein paar Soldaten durch die Reihen nach vorn. — „Gib her. Deinen Passauer Zetter, wenn er nicht zu teuer ist!" — „Mir auch einen! Aber der schwarze Kasper soll dich holen, wann's nit wirken tut!" —

„Spart lieber euer Geld, ihr Pinsel!" rief ihnen ein anderer zu. „Dem Klaus Scheffler hat sein Zettel auch nichts genützt, — hat doch ins Gras beißen müssen!"

„Du Hornvieh!" schalt einer der Kauflustigen. „Den hat's doch in die Achselhöhle getroffen, wo kein Mensch nicht fest wird!"

„Bei Gott, die versteht ihre Kunst!" mischte sich eins der Weiber ein. „Habt's doch alle gesehen, daß das Eisen sie nicht annimmt!"

„Ei freilich!" stimmte ein anderer zu. „Das ist ein echtes Bilwizkind! Habt ihr schon solches Haar gesehen?"

Ein Infanterist drängte sich hinzu: „Mach mich auch fest, — aber gegen Pulver und Blei! Und wann's ein paar Taler kosten tät!"

„Kann ich nicht, nur gegen Stich und Hieb!" gab das Mädchen fast barsch zurück.

„Was nützt mir das, du kleiner Teufelsbraten, wenn sie mit Kartaunen und Musketen auf mich schießen!"

Die Gauklerin würdigte ihn keiner weiteren Antwort. Sie wendete sich ihren Kunden zu, denen sie für einen recht geringen Preis ihre Amulette verkaufte, — kleine Zettel, jeder mit dem gleichen mystischen Zeichen versehen, zusammengefaltet und dann mit einem ihrer roten Haare umwunden.

Das Geschäft ging mäßig, denn die pfalzgräflichen Truppen waren nicht so gut bei Kasse wie ihre Königsmarkschen Kameraden im Nachbarlager. An die zehn Amulette wurde die Gauklerin los. Dann zog sie weiter an eine andere Stelle des Lärmplatzes, um ihre gefährliche Vorstellung zu wiederholen.

Erst als Trompetensignale zur Ruhe mahnten, machte sie sich auf den Weg zum Königsmarkschen Lager zurück, wo sie seit ein paar Wochen zusammen mit anderen fahrenden Leuten Unterkunft gefunden hatte.

Das Lösegeld.

Es war schon völlig dunkel geworden, als die junge Gauklerin das Ende des ausgedehnten pfalzgräflichen Lagers erreicht hatte. Da hörte sie ein leises, klägliches Wimmern wie von einem kleinen Kinde. Es kam aus einem Gebüsch, etwas abseits vom Wege, und ein Feuerschein zeigte ihr, daß dort noch Leute lagerten.

Schon wollte sie vorübergehen. Da hörte sie das Wimmern abermals; und es klang trotz seiner Schwäche so verzweifelt, so bebend vor Todesangst, daß sie einen Augenblick betroffen stehen blieb. Dann bog sie vom Wege ab, kroch durch die Büsche auf den Feuerschein zu und sah kurz darauf dieses:

Vor einer Lagerstätte — offenbar die Feldschmiede einer Kavallerieabteilung — hockten drei Männer. Die Flammen einer flüchtig gemauerten Feuerstätte beleuchteten ihre verwitterten, rohen Gesichter. Einer von ihnen sah besonders widerwärtig aus, da ihm beide Ohren und die Nasenspitze fehlten. Er hielt zwischen den Knien ein kleines, schwarzes Etwas, das diese jammervollen Schreie ausstieß, und machte sich mit einem Stück Draht daran zu schaffen.

Ohne Besinnung sprang die junge Gauklerin hinter den Büschen hervor. „Halt! Was tust du da?"

Die drei Männer fuhren erschrocken zusammen und starrten entsetzt auf die absonderliche Erscheinung des kindhaften Mädchens, denn die zuckenden Flammen ließen das blasse, elfenbeinfarbene Gesicht, die zornig leuchtenden großen, schwarzen Augen und die kupferrote Mähne so phantastisch erscheinen, daß die Kerle im ersten Augenblick wähnten, ein Geist sei ihnen erschienen. Der Ohrenlose war sogar vor Schreck emporgesprungen und hatte sein Opfer zur Erde fallen lassen. Es war ein kleiner, kohlschwarzer Kater.

Das Tierchen versuchte zu entfliehen, aber da seine Vorderfüße mit Draht zusammengebunden waren, konnte es nicht schnell vorwärtskommen. Der Schmied sprang ihm nach, packte es am Nackenfell und wandte sich dann grob zu der Gauklerin:

„Warum hast du uns so erschreckt, du Teufelsdirne, du? He? — Was bist du überhaupt für eine?"

Er wollte ihr in die roten Haare greifen, um sie zu zausen, aber sie wich seiner plumpen Hand mit einer schnellen Wendung aus. Dann sagte sie furchtlos:

„Was kann ich dafür, wenn Soldaten erschrecken wie kleine Kinder? Warum quält ihr das Tierchen nur da? Das ist feige und gemein!"

„So, findest du? — Meinst du, ein Soldat kann nur von Erbsen und Mehlsuppe leben? — Hilf uns lieber! Hier ist ein Stück Speck und ein Messer. Wenn du uns den kleinen Hasen gut spickst, bekommst du sogar die Knochen zum Abknabbern!" Er nahm sein Opfer wieder zwischen die Knie und schickte sich an, auch die Hinterpfoten mit Draht zusammenzubinden, so daß das gepeinigte Tier von neuem aufwimmerte.

Das Mädchen fiel dem Schmied in den Arm:

„Laß das, sag ich dir! Was habt ihr drei Männer an so einem kärglichen Bissen? Ihr wollt das Tier nur quälen."

„Nun ja! Weshalb nicht? Wir werden ja auch gequält." — Und zu seinen Kameraden gewandt, fuhr er fort: „Gebt mal ein Brettlein her! Man muß ja nicht immer zuerst schlachten und dann das Fell abziehen. Man kann's ja auch einmal umgekehrt machen."

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und Träumen.

Novelle von Agnes Harder.

(Schluß.)

Der Neid wachte in ihr auf, der Neid auf die glücklichen Schwestern. Die junge Frau neben ihr war ihr gleichgültig gewesen, solange zuweilen ihr Lachen gedämpft herübergeklungen. Jetzt haßte sie sie, haßte die andern alle, die Liebe nahmen und Liebe geben konnten, die glücklich und gesund waren. An all ihre Schulfreundinnen dachte sie, die geheiratet hatten. Und sie stand wieder im Kreuzgang der alten Kirche und sah sie als Bräute an sich vorbeiziehen, um sich im Zuge ihnen anzuschließen. Man konnte sie nicht umgehen als Brautjungfer. Ihre Hand lag im Arme eines Herrn, der seine Pflicht ihr gegenüber sicher nicht als Vorzug empfand.

So nah stand das wieder vor ihr! Sie waren vielleicht nicht glücklich geworden. Was tat es? Einmal hatten sie gelebt. Und wenn es tausendmal eine Täuschung gewesen — sie hatten doch Schmerz und Lust mit offenen Augen sehen dürfen, während man um ihren Käfig das graue Tuch endlosen Alltags geschlagen, daß die Lebenstöne in ihrer Brust einschliefen.

Und jene hatten Kinder! Keine Kinder haben — die Worte waren ohne Sinn an ihrem Ohr vorübergegangen. Jetzt wußte sie, was in ihnen lag.

Ihre Unruhe steigerte sich von Stunde zu Stunde. Sie stieß mit ihrer schwachen Kraft das Tablett mit dem Essen zurück und war zum erstenmal unfreundlich zu der Schwester. Ihre Stirn wurde heiß, und ihre Hände waren feucht. O, nur nicht leben müssen! Nur das nicht!

Er sollte leben und glücklich sein. Er sollte ein Weib haben und blühende Kinder. Aber sie wollte dann fern sein, unerreichbar fern.

Sie hatte die Fenster zuziehen lassen, als die Abendsonne kam. Sie wollte das Licht ausschließen. Er sollte nicht in ihren Zügen lesen. Aber es war schon lange, daß er sich nicht mehr selbst täuschte und zu sich sagte, er käme um ihretwillen. Er wußte, daß er um seinetwillen zu ihr ging.

Er stutzte, als er das verdunkelte Zimmer sah, und sein Blick suchte die Schwester. Die zuckte die Achseln und ging hinaus. Sie hatte einen stillen Frieden mit ihm geschlossen, und er gab ihr seine Verordnungen, wenn er das Zimmer verließ und sie auf dem Korridor auf ihn wartete.

Er trat leise an das Bett und sah sie an. Einen Strauß Aurikeln hatte er in der Hand. Es waren die letzten. Er hatte lange nach ihnen suchen müssen, und er wartete, daß sich die schlanken Hände ihnen entgegenstrecken würden. Denn es waren die Blumen geworden, die ihr über alles teuer waren, die Blumen ihres Traumes. Aber sie schloß die Augen vor ihm, wie in großer Angst. Da sah er die tiefen, tiefen Schatten.

„Kann ich denn heute nichts für Sie tun, Marianne?"

„Ja. Mich allein lassen."

Sie hörte, wie zögernd sein Schritt war. Und sie ballte die Hände. Aber sie dachte nicht daran, ihn zu zwingen, daß er ihr sage, ob sie leben würde. Denn hier war kein Wille in ihr, der siegen wollte.

Am Abend sah Marianne erstaunt, wie Schwester Henny die Chaiselongue in die Nähe des Bettes rückte und sich ein paar Kissen holte.

„Werden Sie denn bei mir schlafen?"

Das war nicht mehr geschehen seit den ersten Nächten nach der Operation.

„Ja, der Herr Doktor wünscht es. Er sagt, er ängstige sich."

„Ich möchte lieber allein sein."

Da wandte sich Schwester Henny zu ihr und lächelte. Es lag soviel Nachsicht in dem Lächeln. „Der Herr Doktor wünscht es." Und nach einer Weile: „Ich störe ja auch nicht."

Nein, Marianne wußte, daß sie nicht störte. Solange sie ganz still lag, gingen die Atemzüge da nebenan ruhig und leise. Aber wenn sie sich bewegte, nur einen leisen Seufzer ausstieß, würde Schwester Henny an ihrem Bett stehen. So wie in jenen ersten Nächten, als sie nach dem Morphium so unruhig schlief, und die bunten Farbflecken vor ihren geschlossenen Lidern wechselten.

Was dachte die Schwester? Dachte sie überhaupt, oder hatte die immer wache Pflicht allmählich das Persönlichkeitsbewußtsein ganz ausgelöscht in ihr? Was ging es sie an, wie sich andere mit ihrem Schicksal abfanden?

Die Stunden vergingen. Die Schwester hatte das kleine Öllämpchen wieder angesteckt, wie in den ersten Zeiten. Es warf einen matten Schein, den das Dunkel aufsog. Marianne konnte auf der Marmorplatte des Nachttisches gerade die welkenden Aurikeln sehen. Die andern Blumen wurden zur Nacht immer auf den Balkon gestellt, und getränkt von Tau und Kühle empfing sie sie am Morgen wie neu geschenkt. Diese Blumen sollten welken. Sie hatte nicht gelitten, daß sie ins Wasser gestellt wurden. Nun ging ein feiner, weher Duft von ihnen aus, der Marianne quälte.

Und die alte Frage stand vor ihr: „Wie, wenn ich leben bleibe?"

Sie fieberte nun wohl, so wirr wurden ihre Gedanken. Was sie bruchstückweise in der Klinik gehört, ging durch ihren schmerzenden Kopf. Es gab ja mehr als einen Kranken, der nicht zurück verlangte ins Leben. Der hatte es möglich gemacht, sich zum Fenster hinauszustürzen, und jener hatte den Verband von seiner Wunde gerissen. Aber sie — was sollte sie tun? Ihre Wunde war vernarbt, und wie sollte sie zum Fenster gelangen? Wenn sie wenigstens die Blumen vernichten könnte, deren Duft sie höhnte, wenigstens die Blumen —

Da stand Schwester Henny plötzlich an ihrem Bett und drückte sie sanft in die Kissen zurück. Marianne stieß einen gurgelnden Laut aus. Dann fing sie an zu weinen. Die Schwester aber beugte sich über sie und sagte sanft: „Wir wollen Gott bitten, daß er bis zuletzt seinen Frieden gibt."

Die Worte gingen erst an ihrem Ohr vorbei, in dem großen Brausen, das in ihr war. Aber dann begriff sie. „Bis zuletzt", hatte die Schwester gesagt. „Bis zuletzt." —

Die Mutter hatte sich geirrt, wie sich nur eine Mutter irren kann. Sie brauchte nie mehr zurück ins Leben. Er würde nie, nie von ihr gehen. Ein unendlicher Friede legte sich über ihre Züge.

„Ich danke Ihnen, Schwester Henny." Und nach einiger Zeit ganz leise: „Geben Sie mir nun die Blumen."

*

Er saß und hielt ihre Hände, zum erstenmal.

Die Abendsonne lag wieder in dem Zimmer, und draußen sang die Amsel. Er sah auf Marianne und fand keine Antwort. Daß sie nicht wußte, wie nah es war! Daß das Leben sie noch geängstet hatte, als der Engel mit den schwarzen Schwingen schon ihre Hand berührte!

„Ich möchte Ihnen so gern etwas zum Andenken geben", sprach sie leise. „Aber ich habe nichts, wie ich mir auch den Kopf zergrüble. Können Sie mir nicht helfen?"

„Ja, Marianne. Ich wollte Sie schon immer darum bitten. Geben Sie mir die Hardanger Arbeit, an der Sie damals nähten."

„Die Sie an die hübschen blonden Mädchen im Fjord erinnerte?"

Ein schönes Rot der Beschämung, wie es seine Stirn lange nicht gekannt, stieg in ihm auf. „Sie wird mich an ein Mädchen erinnern, der ich es verdanke, daß ich ein Mann wurde."

Sie sah ihn lange an. Dann hieß sie ihn, ihr die Arbeit bringen. Sie nahm sie aus dem kleinen Beutelchen von blauer Seide und öffnete sie. Das, was schon fertig, war sauber aufgerollt und mit Seidenpapier besteckt zum Schutz gegen Staub. Und da steckte die Nadel. Langsam zog Marianne sie heraus und sah auf den weißen Faden. „Schneiden wir ihn durch!"

Er nahm die kleine Schere in seine geschickten Hände. Aber dann legte er sie wieder hin. „Nein", sagte er fast rauh.

Und er wickelte alles zusammen, den silbernen Fingerhut und die scharfe Schere und steckte es in den kleinen Beutel.

*

Es geschah am Abend des nächsten Tages. Der Anfall von Herzschwäche wurde so stark, daß Schwester Henny nach dem Professor telephonierte. Er kam in einer halben Stunde, aber alles war schon vorüber. Jädicke ließ die Tote gerade sanft aus seinem Arm in die Kissen gleiten.

„Auf einen solchen Anfall habe ich gehofft", sagte der Professor. „Werden Sie die Mutter benachrichtigen, lieber Jädicke?"

Der Doktor hatte das Fenster geöffnet und stand mit dem Rücken gegen das Zimmer gewandt. Es dunkelte schon. Aber die Amsel sang noch. Sie kümmerte sich nicht um den Sonnenuntergang in ihrem großen Frühlingsdrang. Von einem Hyazinthenbeet unten stieg ein starker Duft. Einige Blumen mußten schon im Vergehen sein.

Er kehrte sich langsam um.

„Ja", sagte er, und wollte an dem Professor vorbeigehen. „Ich will zu ihr."

Da hielt der Ältere ihn an.

„Jädicke", sagte er ruhig, „bisher verband uns nur der Beruf. Aber wenn Sie einen Freund brauchen und einen Führer —"

Der Jüngere nahm die Hand und hielt sie fest. Das war der erste Segen, der von der Toten ausging.



Bunte Chronik



Zerstreutheit, die zum Tode führt.

In Brooklyn stürzte der 45jährige Kaufmann Josef Fay aus dem Fenster seines im dritten Stock gelegenen Schlafzimmers und blieb mit schweren inneren Verletzungen bewußtlos liegen. Er starb auf dem Transport ins Krankenhaus. Seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, erklärte, daß eigentlich Zerstreutheit und Vergeßlichkeit die wahre Ursache des Unglücks seien. Josef Fay war erst vor einem Tage in die Wohnung eingezogen. Vorher hatte er eine Parterrewohnung gehabt und war es gewohnt, jeden Tag nach dem Aufwachen mit einem Satz durch das niedrige Fenster zu springen, um sein Gärtchen, das er sehr liebte, zu besuchen. Als er nun den ersten Tag im neuen Heim erwachte, dachte er wahrscheinlich nicht daran, daß sein Zimmer jetzt im dritten Stock lag und schwang sich wie gewöhnlich noch halb schlaftrunken mit einem kühnen Satz aus dem offenen Fenster.

Eine versunkene Stadt im Mittelmeer.

Der englische Fliegerkapitän John T. Cull, der Kommandeur der britischen Flugstation Aboukir, entdeckte auf seinem Fluge über das Mittelländische Meer die Überreste einer versunkenen Stadt. In der Nähe der Nelson-Insel erblickte er vom Flugzeug aus in den klaren Fluten des Meeres etwas Weißes, das ungefähr die Gestalt eines riesigen Pferdehufes hatte. Er benachrichtigte den berühmten ägyptischen Archäologen Prinz Omar Toussoun von seiner Entdeckung, der sofort eine Taucherexpedition nach der bezeichneten Stelle schickte. Der geheimnisvolle „Pferdehuf" entpuppte sich als mehrere Säulen aus weißem Marmor und rotem Granit und die Überreste von Gebäuden. Unter den Funden, die die Taucher an die Oberfläche brachten, befand sich auch der Kopf einer lebensgroßen Statue aus weißem Marmor. Die Sachverständigen behaupten, daß es sich um ein Bildnis Alexanders des Großen handele, und vertreten die Ansicht, daß der Fliegerkapitän die genaue Lage der während der Römerherrschaft in Ägypten gegründeten Stadt Canopus entdeckt habe. Über den Ruinen dieser Stadt hat Admiral Nelson seine berühmte Seeschlacht bei Aboukir ausgefochten.



Lustige Ecke



Gasthausgespräch.

Balke sitzt mit dem Professor der Altertumskunde im Restaurant am selben Tisch zum Mittagessen. Plötzlich hält Balke mit der Zerteilung seines Bratens inne:

„Herr Professor, Sie sind Fachmann: Ist der Braten aus der älteren oder jüngeren Steinzeit?"

Rätsel-Ecke



Reim-Ergänzungs-Rätsel.

(Zum Andenken Schlageters.)

Ich bin geboren deutsch zu — ⌣,
Bin ganz auf deutsches Denken einge—,
Erst kommt mein Volk und dann die
andern — ⌣,
Erst meine Heimat, dann die —.

Zu diesen Zeilen sind die Endreime zu suchen. Bei richtiger Lösung kommt ein Spruch zustande, den jeder einzelne Deutsche beachten sollte.

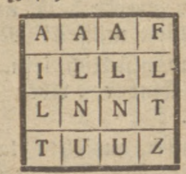
*

Verschiebungs-Aufgabe.

Die Wörter: Empfang, Kerner, Mörtel, Hessen, Lugano, Liane, Fasching, Hofer, Euterpe sind untereinander zu schreiben und so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen von einander befindliche senkrechte Reihen, die erste von oben nach unten, die zweite von unten nach oben gelesen, einen Zuruf an unsre Leser ergeben.

*

Magisches Quadrat.



A	A	A	F
I	L	L	L
L	N	N	T
T	U	U	Z

Diese Buchstaben ergeben richtig geordnet (senkrecht wie waagerecht) folgende Wörter: 1. Meereserscheinung, 2. Farbe, 3. Waffengattung, 4. Vergnügen.

Ausschalt-Rätsel.

Den Wörtern: Maler, Eiweiß, Bucht, Bechstein sind je zwei zusammengehörende Buchstaben auszuschalten. Sind die richtigen Buchstaben ausgeschaltet, so ergeben diese eine im Mai sich bemerkbar machende Naturerscheinung.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 115.

Spitzen-Rätsel:

M	A	I	G	L	O	E	C	K	C	H	E	N
e	r	n	r	e	n	h	h	r	h	i	i	o
i	n	d	i	r	k	r	l	e	r	r	l	n
s	o	e	l	c	e	e	o	i	i	t	e	n
e		r	l	h	l		r	d	s	e		e
			e	e				e	t			

= **Maiglocckchen.**

*

Verwandlungs-Rätsel:

Rabe, Bola, Wild, Eber, Eras, Mond, Kern, Burg, Malz, Raps, Bach, Mohr, Bast, Bude, Herz, Harm, Reim, Lama, Pilz.

= „**Alles neu macht der Mai**"

*

Buchstaben-Kreuz-Rätsel:

Biel, Leib, lieb, Blei, Beil.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.